

Morgengrauen

Von Hans Reybing

Es ist wie am Anfang aller Dinge.

Auf dem Acker steht ein Mann und schlägt mit seiner Reuthau gegen das noch lange nicht ausgerottete Wurzelwerk des Bodens, aus dem noch vor ein paar Jahren mit ungebändigter Kraft Wald gewachsen war. Immer wieder schwingt der Mann sein Reutwerkzeug hoch in die Luft, immer wieder faucht es nieder. Um ihn wogt, wie einst der niedergerungene Wald, ein dicker Nebel und verhüllt alles, die Erde und den Himmel. Aber allmählich wird die Julisonne Herr und loht flammengleich um das reiche graue Haar des Mannes.

Seit wann steht der Mann hier und kämpft gegen das Wildwerk? Ist er ebenso der Erde entwachsen wie einer der starrenden, zähen Eichenwurzelstrünke, gegen die seine Reuthau so oft vergeblich losschlägt? ... Würde er immer hier stehen? ...

Jedenfalls wird er nicht weichen, so scheint es, bis der letzte Wildling vernichtet ist, bis sein Fuß über einen ordentlichen Acker gehen und der Pflug glatte Furchen ziehen kann – über seinen Acker, seinen eigenen Acker. Die Freien Noting von Meidelstetten und Wolfram von Engstingen, die beide viel Grund und Boden ihr eigen nannten, hatten aus ihren Lehensleuten ein Aufgebot gegen den ihnen miteinander gehörenden Bernloh vorgeschiedt, ihn zu roden und sich dort niederzulassen. Es waren Leute, deren Lehen zu klein waren oder die viele Kinder hatten.

Sie gingen von ihren Behausungen in Meidelstetten und Engstingen einige Jahre lang Tag für Tag, Sommer und Winter mit den Äxten auf den Schultern gegen den Wald vor. Schritt für Schritt rangen sie ihm Boden ab. Schritt für Schritt wich er vor ihnen zurück. Gierig raunte das eintönige Geknirsch der Sägen, laut schollen die wuchtigen Schläge der Äxte, krachend sanken die stolzen Buchen in das aufrauschende Goldbett des dürren Laubes auf dem Waldgrund. Harte Schwiesen wuchsen den Männern an den Händen, dicker Schweiß tropfte ihnen von der Stirne, die Arme schmerzten und das den ganzen Tag über fast immer gebeugte Kreuz vermochte sich an den Abenden kaum noch geradezurecken.

Den Männern voran schaffte, mit der Axt im weitesten Schwunge ausholend, ein zäher, alter Graukopf, der alte Bern, am nächsten bei ihm und von seinem harten Willen, den Wald zu bezwingen, am stärksten befeuert, seine Söhne.

Die Frauen brachten den rodenden Männern im Sommer immer wieder einen Trunk frischen Wassers, eine Schale süßer oder saurer Milch, im Winter dagegen zu mittag, wohlverpackt in einem Korb, der mit Heu ausgestopft war, eine Schüssel heißen schwarzen Breies. Sie machten sodann hinter den Männern her das Kleinholz auf und halfen auch beim Scheiten der Stämme.

So wurde von den unnachgiebigen, fleißigen Menschen in fast übermenschlicher Arbeit der Wald niedergerungen und das Rodland unter sie verteilt. Vorher schon waldfreie Weiden- und Ackerstücke, eben gelegen, mit gutem Boden, erhielten sie noch dazu. Fünfzehn Jahre lang sollten sie abgabenfrei sein. Der alte Bern, der den Rodleuten vorstand, erhielt außerdem acht Jauchert Land zu eigen – zu eigen für ewige Zeiten. Was alles konnte noch dazukommen! Was alles konnte noch daraus werden!

Nach vollendetem Rodwerk, an der Sonnwend, hatten sie dann hier die Axt zum Feierabend sinken lassen und vor dem hochgelegenen Schachen das Sonnwendfeuer angezündet, das weithin leuchtete und anzeigte, daß der Bernloh bezwungen sei, daß sich dem Bua-Schächle zu Füßen Bauern niedergelassen und in der Welt das ihre mitzusprechen im Sinne hätten.

Es waren freilich nur zehn niedrige und bescheidene Häuser aus Holz. Aber am tiefstgelegenen Platz hatten sie eine Wassersammelstelle angelegt, eine Hülle, an die sie morgens und abends ihr Vieh trieben. Das Koch- und Trinkwasser leiteten sie in kümmerlichen Holzrinnen von ihren Strohdächern in eine mit Lehm ausgeschlagene, bedeckte Grube neben dem Haus. Denn, ach, auf der trockenen Albhochfläche, wo jeder Tropfen fallenden Regens vom tausendfach zerklüfteten Untergrund wie von einem durstigen Schwamm aufgesogen wird und in die Tiefe versickert, spendet keine Quelle das köstliche Wasser.

Auf dem offenen Herdfeuer kochten die Frauen den Schwarzmusbrei und die Brotsuppe, und es wärmte im Winter den Raum, der Wohnstube und Küche zugleich war. Dahinter lag der Schlafgaden, wo sie nach vollbrachtem schwerem Tagewerk müde und abgerackert Ruhe suchten und oft noch in schweren Träumen mit Wald und Wurzel und Fels und widrigem Boden rangen. Ja, es bedurfte noch der Arbeit mancher Jahre, bis sie so weit waren wie die Nachbauern an der Grinze und im Distelreich, die Bauern in Beuren droben oder in Waldstetten, in Oberstetten oder Meidelstetten, die vorerst noch mitleidig heruntersahen auf die zu Bernloh.

Dessen achteten die Bernloher nicht. Vor allem der alte Bern nicht. Er sah nur seine Reuthau und seinen Acker. Er hörte auch nicht, wie sie höhnisch prophezeiten, der Wald werde bald wieder über ihre Häuser herwachsen. Er hätte darauf ebensowenig achtgegeben, wenn er auch nicht schwerhörig gewesen wäre.

Dieses Übel trug er schon lange, und die Seinen dünkte es oft eine Not. Aber er war deshalb um so mehr bei seiner Arbeit.

So vernahm er es an diesem Brachetmorgen auch nicht, wie eine junge Frau, die schweren Ganges und mit Auf-

bietung aller Kräfte von den Häusern daherkam und ihm laut zurief: „Vater! ... Höret doch, Vater!“

Es war die Frau seines Ältesten, der heute mit einem seiner Brüder in der Marbacher Mühle drunten im Tale war. Endlich stand sie vor ihm und veratmete schwer. „Von Beuren ist einer gekommen, die Ungern seien eingefallen, schlachten das Vieh und zünden die Häuser an! Wir müssen in den Spitzwald, sagen alle, auch die Mutter, sie packt das Nötigste zusammen und holt mit dem Diet das Vieh und das Roß auf der Weide. Du sollst mit mir vorausgehen! Am Spitzwald sollen wir auf sie warten!“

Der Alte schüttelte den Kopf und hackte weiter.

„Du mußt mit, die Ungern verschonen niemand und nichts!“

„Geh du nur!“ sagte der Alte mit einem väterlichen Blick auf die Söhnerin, die gesegneten Leibes war. „Geh du nur, ich bleibe.“

Die Söhnerin bat den Alten noch einmal inständig, er möchte mitkommen.

„Hast schon gehört. Du darfst nit bleiben, geh!“

Das junge Weib schritt mühsam mit einem Bündel in der Hand über den Acker weg. Der Alte hackte weiter, als ob nichts in der Welt wäre als sein Acker.

Der Spitzwald nahm die Bernloher Flüchtlinge auf. Die Frauen trugen die wenigen eilig zusammengerafften Habseligkeiten, Leinwand, Kochgeschirr, Brot, Fleisch und Mehl in schweren Päcken auf dem Kopf, oder waren diese neben rasch mit Saatgut gefüllten Säcken den Pferden und Eseln aufgeladen, welche die Männer mit lauten Zurufen zur Eile anhielten. Die Alten und die Kinder trieben das Vieh. Die Frauen trugen schwer an ihren Lasten und vermochten kaum mitzukommen.

Die Bernin schritt als letzte. Sie hatte ihren Mann und die Söhnerin, die am Waldrand ihrer hätten warten sollen, nicht angetroffen und blickte nun immer wieder zurück, ob sie nicht nachkämen, vielleicht mit ihrem Jüngsten, dem Diet, den sie um einiger vergessener Dinge willen noch einmal ins Dorf zurückgeschickt hatte.

Der rannte nun keuchend daher und berichtete, daß er die beiden nirgends gesehen hätte. Vielleicht seien sie schon vorausgegangen. Daran zweifelte die Bernin. Der Söhnerin fiel doch jetzt das Gehen so schwer. Das Kind mußte ja bald kommen. Ach Gott, wenn ...! Sie mochte es nicht ausdenken. Wenn der Schrecken ...!

Nun schimmerte das helle Licht einer Waldblöße zwischen den Buchenstämmen durch. Hier hauste der Köhler, bei dem sie sich bergen wollten.

Er stach eben mit seiner Eisenstange in den rauchenden Meiler. Gleichmütig blickte er aus den großen Augen seines schwarzen Gesichtes, darin gleich einem Urwald ein mächtiger Vollbart wurzelte. Er hörte ruhigen Blickes die üble Kunde. „Da herein finden sie nit. Für das Vieh und die Pferde gibt es in der Nähe eine Weide. Folget!“ Unter der Tür zur Hütte erschien nun des Köhlers Weib. Die alte Bernin, die als letzte gekommen war, trat zu

ihr her. „Ist mein Mann nit gekommen mit der Söhnerin?“ Die Köhlerin verneinte. Seit acht Tagen sei überhaupt niemand bei ihnen gewesen.

„Ich muß zurück und sie suchen!“ sagte die Bernin. Rasch legte sie ihren schweren Pack ab und ging auf dem von Mensch und Tier getretenen Pfad zurück. Ein Mädchen begleitete sie. Ihr Diet brachte mit den Männern und Burschen das Vieh auf die Weide.

Die anderen Frauen, die Mädchen und Kinder ließen sich neben der Hütte nieder und aßen von dem mitgebrachten Brot. Kaum sprachen sie ein Wort. Ihre Blicke fielen immer wieder furchtsam auf den Weg, den sie gekommen waren, oder lauschten sie, ob die Männer nicht bald zurückkehrten.

Plötzlich lief in großen Sätzen das Mädchen daher, das die Bernin begleitet hatte. Die Alte folgte keuchend. „Die Ungern kommen, zwei Reiter, wilde Männer!“

Die Rastenden fuhren empor, rafften ihre Habe zusammen, nahmen die Kinder auf den Arm und eilten tiefer in den Wald hinein.

Die Köhlerin, die ihr Haus nicht allein lassen wollte, stellte sich unter die Türe, die alte Bernin veratmete auf einem Holzklotz daneben.

Plötzlich ritten auf dem notdürftig getretenen Pfad zwischen den Buchen zwei Reiter mit umgehängten Bogen auf kleinen struppigen Pferden hintereinander gegen das Haus her. Aus den gelben, schmutzigen Gesichtern brachen starke Backenknochen. Dicke Strähnen ineinander verklebten schwarzen Haares fielen über die Stirnen. Bunte, irgendwo geraubte Gewandstücke hielt ihnen ein Gürtel um den Leib zusammen. Mit ebenfalls irgendwo gestohlenen farbigen Fetzen hatten sie die Beine umwickelt.

Beim Anblick der garstigen Reiter entwichen die beiden Frauen nun ebenfalls in den Wald. Die Köhlerin barg sich hinter einer dicken Buche, wo sie das Haus im Auge behalten konnte.

Die Reiter glitten rasch von den Pferden und stürmten mit wildem Geschrei auf die Köhlerhütte los, wo sie den am Giebel notdürftig angehängten Stall alsbald entdeckten. Gierig drangen sie ein.

Nun lief die Köhlerin hinter ihrem Baum hervor, riß ein Scheit aus dem Feuer, und als die Räuber mit ihrer einzigen Geiß aus dem Stalle kamen, schlug sie dem ersten das brennende Scheit auf den Kopf. „Köhler, Hilfio!“ rief sie und schwang erneut ihre Waffe.

Der zweite Kerl riß den taumelnden Genossen zur Seite. Aus dem Walde hörte man Stimmen. Das weckte den Getroffenen. Er eilte mit dem andern zu den Pferden. Die Stimmen kamen näher. Man vernahm schon die Schritte der Männer.

Der nichtverwundete Reiter half seinem Gefährten rasch aufs Pferd, wo der gleichsam in dem Sattel Geborene seine Kräfte völlig wiedarfand. Auch der gesunde Reiter schwang sich auf sein Roß und jagte dem andern nach. Inzwischen waren die Männer auf die Waldblöße gekommen, der junge Diet als erster.

„Wo der Vater wohl ist?“ fragte die Bernin besorgt.
„Und die Söhnerin? Ich muß nach ihnen suchen.“
„Mutter, ich geh‘ mit!“ rief Diet.

„Ich auch“, sagte der Köhler. „Man muß sowieso auskundschaften, ob die zwei Teufel nit andere herbeiholen.“

Noch einige Männer schlossen sich an, und vorsichtig spähend schritten sie durch den Wald. Dann und wann ging einer seitab und rief den Namen Berns und der Söhnerin. Aber es kam keine Antwort.

Langsam traten sie aus dem Wald. Da versagten ihre Füße den Schritt. Entsetzt blickten sie einander an. Hinter dem ansteigenden Buarain stiegen dicke Rauchwolken auf. Weil den Unholden keine Beute in die Hände gefallen war, hatten sie Feuer angelegt.

Der Köhler ging in den Wald zurück, die traurige Kunde zu vermelden. Die andern stiegen mit müden Schritten den Buarain hinauf und erblickten zu dessen Füßen ihre brennende Heimat, die sie in den letzten fünf Jahren so mühsam aufgebaut hatten. Die Ungern ritten eben davon, in der Richtung, aus der sie gekommen waren.

„Wo aber ist Bern und die Söhnerin?“ sagte aus tiefster Angst die Alte. Man sah wohl auf den Acker vor dem Hölzle hinunter; aber man entdeckte keinen Mann, der mit wuchtigen Hieben der nimmermüden Reuthau darauf hantierte.

„Diet, komm! Der Vater!“ Von schwerer Sorge getrieben, schritt die Bernin dem Sohne voran.

Nun standen sie neben dem Hölzle und konnten den Acker überblicken. Zu unzähligen Haufen waren die herausgegrabenen Wurzeln geschichtet. Was aber lag dort zwischen ihnen? Die Augen der Bernin wurden groß, ihr Atem ging schwer. Ein Mann! Und noch einer! Hatte nicht der eine die langen grauen Haare ihres Bern?

Die beiden eilten vollends hinzu. Bern lag, einen Pfeil im Rücken, mit dem Gesicht auf dem Boden. Daneben ein Unger, in der Stirn eine klaffende Wunde.

Mit seiner Reuthau hatte wohl der Alte sich und seinen Acker gegen den gelben Unhold aus dem Osten verteidigt und war dann hinterrücks von einem zweiten, den er nicht hatte kommen hören, durch einen Pfeilschuß getötet worden.

Mit behutsamen Händen legten sie den toten Vater auf den Rücken. Die Augen vermochte man ihm nicht mehr zu schließen. Seltsam fremd und fordernd blickten sie in eine unbegreifliche Ferne.

„Hast du’s nit gehört, Mutter, im Hölzle hat es gerufen?“ fuhr nun Diet auf.

Die Mutter schüttelte langsam den Kopf und legte des toten Mannes Arme zurecht. Liebenvoll strich sie ihm über den Leib. Dann glitten ihre Blicke, indem sie gütige Worte flüsterte, von dem Toten über den Acker zu der Brandstätte der zerstörten Heimat und blieben in der Weite haften, als suche ihre Seele Ankergrund im Unforschlichen und Unendlichen. Diet wagte kaum zu atmen.

„Hilfio!“ drang es nun laut aus dem Hölzle. Da rannte der Bursche davon. Auch die Bernin hatte es gehört und erhob sich. Traf sie noch ein zweites Unglück? Hatten sich die Unholde auch an der Söhnerin vergriffen? Sie ging, so rasch sie es vermochte, dem eilenden Diet nach. Und . . . ?

Drinnen im Hölzle saß, mit dem Rücken an einen grünbemoosten Fels gelehnt, die Söhnerin, und in ihren Armen lag, in ein Tuch gewickelt, ein neugeborenes Knäblein, das mit den ersten Lauten, innig vereint dem Piepen einer jungen Vogelbrut irgendwo im heimeligen Gebüsch des Waldes, sein Leben der Welt kundtat.

„Es hat mich auf einmal überkommen, und ich hab‘ nit mehr weitergehen können“, sagte die Söhnerin, „da hab‘ ich hier Zuflucht gesucht. Da unter dem Baum bin ich gesessen, weiß nit, ob ich wach gewesen bin oder geträumt hab‘. Eine holde Frau ist zu mir gekommen. Wie die Sonn’ ist ihr Gesicht gewesen. Sie hat mich an die Schulter gerührt und mich angelächelt, als hätt’ sie sagen wollen, es werd’ alles gut . . . Und dann . . . dann . . . !“ Sie deutete auf das Kind in ihrem Schoß und der Sonnenschein des Mutterglücks ging über ihr bleiches Gesicht.

„Und die holde Frau?“ fragte atemverhalten die Bernin.

„Man hat wüstes Schreien gehört . . . Vielleicht die Ungern! Da ist sie an den Waldrand vorgeschriften, ich hab‘ nit Angst gehabt; und als es ruhig geworden ist,

hat man sie auf einmal nit mehr gesehen.“

Als der junge Bern am Abend aus der Mühle kam, setzte er Weib und Kind auf sein Pferd und brachte sie zu ihren Eltern ins nahegelegene Meidelstetten. Auch die alten Frauen und Kinder, die bei der Arbeit noch nicht Hand anlegen konnten, wurden in den Nachbardörfern und -höfen aufgenommen. Die Männer aber gingen ans Werk, die Häuser des jungen Bernloh wieder zu errichten. Die Nachbauer halfen ihnen, auch die von Beuren, deren Häuser wohl ausgeplündert, aber nicht angezündet worden waren.

Den alten Bern hatten sie vom Acker hereingetragen und alle hatten das Geleit gegeben. Hinter der Brandstätte seines Hauses gruben sie ihn in die Erde, und neben ihm sollten einmal später alle ruhen, die in Bernloh ihr Leben beschlossen.

Wir legen unseren Lesern mit dieser Erzählung das etwas gekürzte Eingangskapitel von Hans Reybings Dorfroman „Solange die Erde steht“ vor, den der Dichter zu seinem 75. Geburtstag der großen Gemeinde seiner Leser und Freunde zum Geschenk gemacht hat (Gerhard Heß Verlag, Ulm a. D., DM 8.80). Wir kommen auf das Buch ausführlich zurück. – Mit dem Abdruck des ersten Kapitels wollen wir dem hochverdienten Ehrenmitglied des Schwäbischen Heimatbundes, dem langjährigen Herausgeber des Schwäbischen Heimatkalenders, dem heimat- und volksverbundenen Dichter unsere Verehrung darbringen mit dem aufrichtigen Wunsche, daß ihm noch viele Jahre froher Schaffenskraft beschieden sein mögen zu Nutz und Frommen unserer schwäbischen Heimat.